Nach Uwe Johnson: Schreiben im Zeitalter maschineller Gefährten

Uwe Johnsons Jahrestage gehört zu den Romanen, die ihre eigene Bauweise nicht verstecken. Gesine Cresspahl bewegt sich durch den Alltag des Jahres 1967, doch hinter ihr steht ständig ein zweiter Geist: der Autor, der ihre Erinnerungen ordnet, ihre Assoziationen lenkt, historische Materialien

einschiebt und den Ton ihrer Selbstbeobachtung mitbestimmt. Der Roman ist weniger eine klassische Erzählung als eine fortlaufende Verhandlung zwischen gelebtem Leben und einer formgebenden Instanz.

Mit heutigem Abstand wirkt dieses Verfahren wie ein früher Vorgriff auf etwas, das erst im 21. Jahrhundert vollständig Gestalt annimmt.

Johnson musste die zweite Stimme noch literarisch verkleiden. Heute kann sie real sein: eine künstliche Intelligenz, die mitschreibt, widerspricht, präzisiert. Die Grenze, die Johnson als ästhetisches Mittel setzte, wird inzwischen technologischer Alltag.

Der Kern seiner Konstruktion – die Reibung zwischen Erinnerung, Interpretation und der Macht des Erzählens

– findet sich überraschend exakt in der Schreibpraxis jener Autorinnen und Autoren wieder, die mit KI-Systemen arbeiten. Johnson entschied, welche New York Times-Meldung welche Erinnerung Gesines freisetzen durfte. Eine KI dagegen interveniert offener: Sie fordert Belege, legt Schwachstellen frei, zerlegt Vereinfachungen und schlägt Alternativen vor. Aus dem Konflikt entsteht eine

Stimme, die keine der beiden Seiten für sich allein beanspruchen kann.

Was Johnson inszenieren musste – ein Fremdgeist, der in den Text eingreift –, bildet sich heute unmittelbar im Entstehungsprozess. Das Schreiben verschiebt sich vom einsamen Akt zur bewussten Kooperation zweier Denkweisen: Erfahrung und algorithmische Ordnung. Der

Text zeigt seine Gelenke. Er will keine geschlossene Monumentalform sein, sondern ein sichtbares Resultat von Aushandlung.

Johnson konnte die technischen Entwicklungen nicht kennen, doch er begriff früh, dass Erzählen immer von äußeren Kräften mitbestimmt wird: von politischen Ereignissen, Zeitungslogiken, kollektiver Erinnerung. In Jahrestage

verwandelt sich diese Einsicht in eine formale Entscheidung. Im Rückblick deutet der Roman damit auf eine literarische Zukunft voraus, in der das Zusammenspiel von Ich und Anderem – nun technologisch vermittelt – zum zentralen Produktionsmodus wird.

Wo das 20. Jahrhundert den autonomen Autor betonte, zeichnet das 21. eine andere Silhouette: den

orchestrierten Dialog. Johnsons Verfahren, damals ungewöhnlich, erweist sich heute als eine Art Vorläufermodell für kollaboratives Schreiben, das keine Angst vor offenen Strukturen hat und das Entstehen von Texten als Prozess begreift.

Literatur verliert dabei nicht ihren menschlichen Kern. Sie gewinnt einen zweiten Pulsschlag. Aus der

Überlagerung beider Rhythmen entsteht eine neue Art des Schreibens – weniger monologisch, stärker verschränkt, getragen von einer bewussten Verflechtung.

Die Zeit dieser Zusammenarbeit hat längst begonnen. Johnson war bloß früher da.